

POLLY HORVATH

# SUPER REICH



FREIES GEISTESLEBEN

POLLY HORVATH

SUPER REICH

Aus dem Englischen von Anne Brauner

VERLAG FREIES GEISTESLEBEN

## INHALT

DER IRRTUM

EINE EINLADUNG ZUM ABENDESSEN

DIE SPIELE

EINE LETZTE FRAGE

DER PLAN

SCHWEBEND

DIE ZEITMASCHINE

CONEY ISLAND

FREDDY UND DELIA

TANTE HAZELNUTS SCHMUCK

ENTFÜHRT

NEUE LEBEN

DER ANZUG

DER PRÄSIDENT

IM VERBORGENEN

EIN FREUND

ÜBERRASCHUNG

FÜR  
ARNIE, EMILY, ANDREW,  
ZAYDA, BONNY UND MILDRED

## DER IRRTUM

Rupert Brown wohnte mit seiner großen Familie in einem sehr unscheinbaren Häuschen am Stadtrand von Steelville in Ohio. Rupert hatte so viele Brüder und Schwestern, dass es sich anfühlte, als würde er in einem eigenständigen kleinen Staat wohnen. Sie krabbelten über die Möbel, sie rannten hinein und hinaus. Sie waren groß und klein, Jungen und Mädchen - mit hellbraunem Haar, einer spitzen Nase, hohen Wangenknochen und schmalen Lippen. Sie waren alle dünn.

Die Browns hatten so viele Kinder, dass Mrs Brown behauptete, sich die Namen nicht mehr merken zu können. Meistens sprach sie ihren Nachwuchs mit «Hey du» an. Es gab Geschwister, die Rupert kaum kannte und mit denen er nur selten redete. Innerhalb der Familie mit ihren vielen Geheimnissen und getrennt voneinander verlaufenden Werdegängen wurden die verschiedensten Bündnisse geschlossen. Wenn man dicht aufeinanderhockt, muss es noch lange nicht gemütlich sein. Zeitweise ist es einfach nur eng.

Mit zehn Jahren lief Rupert so unauffällig in seiner Familie mit, dass ihm höchstens seine sechsjährige Lieblingsschwester Elise Beachtung schenkte. Sie waren beide still und schüchtern und gaben sich große Mühe, den anderen aus dem Weg zu gehen.

Kurz vor Weihnachten brachten Ruperts große Brüder John und Dirk eine Katze mit nach Hause. Da sie häufiger Katzen klauten, hegte niemand einen Zweifel daran, dass auch dieses Tier keine Streunerin war. Vielleicht entführten die Brüder sie, weil sie sich heimlich nach einem Haustier sehnten, wenn sie auch behaupteten, nur ihren Spaß haben zu wollen.

«Fangen und freilassen. Wie beim Fliegenfischen, nur mit Katzen», erklärte John, als er die neue Katze hochhielt, um sie seiner Mutter zu präsentieren. Er sah sie so wehmütig an, dass Rupert überlegte, ob er darauf hoffte, die Mutter würde sich in das Tier verlieben und ihnen erlauben, es zu behalten.

«Habe ich euch nicht gesagt, ihr sollt damit aufhören!», kreischte Mrs Brown, die gerade von der Arbeit gekommen war. Sie putzte Büros im Stahlwerk.

Sie marschierte durchs Zimmer, packte die Katze und schleuderte sie in den Hinterhof. Dann knallte sie die Tür zu.

Elise sah besorgt aus dem Fenster. «Die Katze liegt reglos da», flüsterte sie Rupert zu, als er sich neben sie stellte.

«Ich sehe mal nach ihr», flüsterte er zurück. Ihre Mutter war in die Küche gegangen, um den dünnen Haferschleim zu kochen, den sie ihnen mit den Essensresten anderer Leute, die der Vater täglich auflas, üblicherweise zum Abendessen servierte.

Alle Kinder der Familie Brown waren auf der Hut vor ihrer Mutter. Sie schlug gerne einmal zu. Oder sie nahm beim Fernsehen eins der jüngeren Kinder auf den Schoß und knuddelte es, als würde diese liebevolle tröstliche Person ihr wahres Ich verkörpern. Da man nie wusste, welche Mutter aus ihr herausbrechen würde, war Vorsicht geraten.

Draußen war es kalt und Rupert graute es, als er zu der Katze schlich. Was, wenn sie verletzt war? Was sollten sie dann mit ihr anstellen? Seine Mutter würde ihr mit Sicherheit nichts zu essen geben und hatte auch kein Geld für einen Tierarzt. Doch Rupert konnte das Tier nicht einfach seinem Schicksal überlassen, oder? Musste er die Katze am Ende selbst *töten*, um sie zu erlösen? Er hatte keine Ahnung, wie man so etwas machte. Und wenn er der Katze helfen und gleichzeitig seine Mutter von ihr fernhalten musste? Und wenn sie nun schon tot wäre, was dann?

Gerade als er nah genug dran war, um zu sehen, dass sie noch atmete, fuhr ein Polizeiwagen die Straße hinauf und hielt vor dem Haus der Browns. Während Rupert über der Katze kauerte, konnte er beobachten, wie die Wagentüren geöffnet wurden und zwei Polizisten ausstiegen und zur Tür gingen. Oh nein, oh nein! Sie wollten bestimmt seine Brüder verhaften. Wenn sie die Katze fänden, würden sie dann alle drei mitnehmen, John, Dirk und ihre Mutter, die Katzenquälerin?

Als Rupert die Hände nach der Katze ausstreckte, blickte sie ihn erschrocken an, rappelte sich mühsam auf und humpelte über den Hof. Bei dem Sturz hatte sie sich offenbar am Bein verletzt. Rupert lief ihr nach, um ihr zu helfen und sie gleichzeitig vor den Polizisten zu verstecken. Er hob sie hoch und trug sie zu dem leeren Werkzeugschuppen in der Ecke, als die Hintertür geöffnet wurde. Dirk und John rannten hinaus, sprangen über den Zaun und rasten über das Nachbargrundstück.

«Ich komme gleich wieder», flüsterte Rupert der Katze zu, bevor er still und unauffällig ins Haus ging.

«Was fällt Ihnen ein!», hörte er seine Mutter an der Haustür sagen. «Uns Tag und Nacht wegen irgendwelcher Katzen zu belästigen.»

«Mrs Fraser hat ausgesagt, sie hätte genau gesehen, wie Ihre Söhne sich die Katze geschnappt und mit ihr weggelaufen sind», sagte einer der beiden Polizisten mit müder Miene.

«Bitte schön, durchsuchen Sie das Haus!», schrie Mrs Brown. «Stellen Sie die Hütte auf den Kopf und suchen diese Katze. Viel Glück!»

«Wollen Sie damit sagen, dass Sie die Katze freigelassen haben?», fragte der andere, der genauso erschöpft aussah. Sie hatten beide müde, unglückliche Polizistenaugen. So sahen Menschen aus, die alle traurigen Varianten menschlichen Fehlverhaltens kannten, und gesehen hatten, was für schreckliche Dinge die Leute einander antaten, und gleichzeitig wussten, dass sie trotz aller Müdigkeit und Traurigkeit weiterhin an Türen klopfen und für Ordnung sorgen mussten.

Elise nahm Ruperts Hand. Er drückte sie, als plötzlich Mr Brown mit einer großen Tüte Küchenabfälle an der Veranda auftauchte.

«*Schon wieder die Bullen?*» Er drängte ins Haus, wo es nur wenig wärmer war als draußen. «Möchten Sie einen halb aufgegessenen Taco?», fragte er einen der beiden Polizisten übertrieben gastfreundlich und kramte in der Tüte mit Möhrengrün und fast leeren Chipstüten. «Er muss hier irgendwo sein. Ist noch fast das ganze Fleisch drin.»

«Nein, danke.» Der andere Mann hob die Hand. «Ich habe gerade gegessen.»

«Ein Stückchen Twinkie-Cremeküchlein?»

«Nein, echt nicht.»

«Ich hätte noch eine Flasche Blaubeersirup. Den hat wohl einer probiert und ihm hat's nicht geschmeckt», sagte Mr Brown.

«Darauf schwimmt schon Schimmel», sagte der Polizist.

Mr Brown schraubte die Flasche auf und trank einen Schluck. «Bisschen herb!»

«Zu ihren Söhnen, Mr Brown.» Der Polizist startete einen neuen Versuch.

Als Mrs Brown die beiden Polizisten vernichtend ansah, tauschten sie einen Blick. Sie nahmen ihre Umgebung genau wahr: die abgewetzten Möbel, die schmutzigen Kinder in ihren verdreckten Lumpen, die Eiseskälte im Haus, Elises und Ruperts verängstigte Mienen - die anderen Kinder waren nacheinander die Treppe hochgeschlichen, nur fort von der Polizei und dem Zorn ihrer Mutter.

«Wir möchten uns kurz mit ihnen unterhalten, Mrs Brown», sagte der eine Polizist. «So geht's nicht weiter. Jeder weiß, dass Ihre Söhne Katzen entführen. Wir sollen durchgreifen, fordern die Leute.»

«Klar. Wetten, dass all diese Leute ihre Katzen zurückbekommen haben?», sagte Mrs Brown. «Die Leute lassen ihre Katzen durch die Stadt streunen, wo sie in anderer Leute Hinterhöfe schleichen, aber *deswegen* werden weder die Katzenhalter noch die Katzen verhaftet. Wenn man seine Katze auf die Straße lässt, muss man sich nicht wundern, wenn sie hin und wieder verschwindet, würde ich sagen. Ihr piesackt immer die Armen, ihr taucht hier auf und brandmarkt meine Söhne als Diebe, obwohl ihr es nie beweisen könnt, stimmt's? Wieso nutzt ihr eure Zeit nicht dafür, echte Truthähne für die Weihnachtsgeschenkkörbe ranzuschaffen statt unschuldige Bürger zu belästigen? *Das* wäre wirklich sinnvoll, *das* wäre Dienst an der Bevölkerung. Jedes Jahr das Gleiche: Wir bekommen einen Korb, der sich *Weihnachtstruthahnkorb* schimpft. Aber wo bleibt der Truthahn, frage ich mich. Es handelt sich ja wohl eher um ein Hühnchen, nicht mal um ein Brathähnchen.»

«Ma'am, sie heißen einfach Weihnachtstruthahnkörbe, weil ... also, weil man sie schon immer so genannt hat. In einigen Körben sind Truthähne, in anderen Hühnchen. Es kommt auf die Spenden an. So, und wo sind jetzt Ihre Söhne?»

«Woher soll ich das wissen?», fragte Mrs Brown.

«Sie sollen sich vorsehen, richten Sie ihnen das aus», erwiderte der Polizist. Er zuckte sichtlich resigniert die Schultern. «Wenn Mrs Fraser die Katze zurückbekommt, drücken wir diesmal noch ein Auge zu. Beim nächsten Mal nehmen wir Ihre Söhne mit.»

«Mache ich, kein Problem», sagte Mrs Brown. «Wenn Sie Beweise hätten, säßen sie längst im Bau. Ich bin doch nicht von vorgestern.» Mit diesen Worten schlug sie den Polizisten die Tür vor der Nase zu.

Nachdem sie abgefahren waren, flüsterte Elise: «Wie geht's der Katze?»

«Sie hinkt», antwortete Rupert ebenso leise, ohne nachzudenken.

«Sie hinkt!», rief Elise entsetzt.

«Wer hinkt?», bellte Mrs Brown und sah sie mit einer wahrhaft furchterlichen Miene an.

«Die Katze», flüsterte Rupert.

«Wo?»

«Im Werkzeugschuppen», wisperte er und wich an die Wand zurück.

«Dann sieh zu, dass du sie los wirst!», kreischte Mrs Brown.

«Eure Mutter ist hart wie ein Stein», sagte Mr Brown und prustete vor unterdrückter Freude über seinen eigenen Scherz. «Kennt ihr ihr Geheimnis? Sie hat keine Gefühle! HAR HAR HAR!» Er krümmte sich vor Lachen.

«Sie hat ihre Wut gut im Griff», murmelte Dirk, der mit John durch die Hintertür zurückkam.

Mrs Brown warf den beiden einen derart vernichtenden Blick zu, dass Mr Brown sein schallendes Gelächter hinunterschluckte und den Fernseher einschaltete. Als John und Dirk sich zu ihm auf das schäbige Sofa setzten, schlichen auch die anderen Kinder langsam wieder die Treppe herunter.

Mrs Brown machte sich auf den Weg zur Küche, um die mitgebrachten Abfälle zu begutachten. Als sie an Elise vorbeikam, die wegen der verletzten Katze und dem Besuch der Polizisten leise weinte, fauchte sie: «Aufhören!»

Elise steckte den Daumen in den Mund. Obwohl sie zu alt zum Daumenlutschen war, landete er manchmal dort, wenn ihre Mutter in der Nähe war.

Rupert ging nach draußen und fand die Katze im Werkzeugschuppen vor, wo sie ihre Vorderpfote ableckte. Er nahm sie auf den Arm und ging zum Haus der Frasers, das zehn Blocks entfernt lag. Der Weg erschien ihm grauenvoll, weil er jeden Moment damit rechnete, dass der Polizeiwagen um die Ecke bog. Wenn die Polizisten ihn sahen, würden sie glatt *ihn* des Diebstahls beschuldigen. Rupert hatte solche Angst davor, dass er zweimal beinahe umgekehrt wäre, doch letztendlich fürchtete er sich noch mehr vor seiner Mutter. Zum Glück begegnete er niemandem außer einem Mann, der aus dem Bus stieg und mit dem Heimweg beschäftigt war, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, was ein Kind der Browns mit einer Katze machte.

Vor dem Haus der Frasers setzte Rupert die Katze behutsam ab und wollte sie so lange beobachten, bis sie sicher zur Tür gehumpelt war. Doch die Katze löste zwar nicht unbedingt eins ihrer neun Leben, aber doch wenigstens eine ihrer neun wundersamen Genesungen ein, denn sie hinkte nun überhaupt nicht mehr, sondern rannte von Rupert fort, so schnell ihre Pfoten sie trugen.

Rupert fand das beruhigend, befürchtete jedoch gleichzeitig, die Katze könnte sich bis in alle Ewigkeit vor den Menschen fürchten. Möglicherweise hatte seine Familie ein Ungeheuer aus ihr gemacht, das jeden kratzte oder anfauchte, der ihr zu nahe kam. Sorgenvoll machte er sich auf den Heimweg.

«Hast du die Katze zurückgebracht?», fragte Elise, die an der Haustür auf ihn wartete.

«Ja, es geht ihr gut, sie hinkt nicht mehr. Geh», drängte er leise, denn seine Mutter kam gerade vom Spülen aus der Küche und ließ den Blick schweifen, ob es nicht jemanden gab, den sie zusammenstauchen konnte.

Elise lief nach oben zu ihrem Bett.

«Wieso hat das so lange gedauert?», fragte seine Mutter.  
«Wir haben schon gegessen.»

Es gab nie genug für alle. Wenn das Essen fertig war, schlungen sie es umstandslos hinunter. Die ganze Familie war ständig hungrig, doch da er jetzt auch noch das Abendessen verpasst hatte, fühlte Rupert sich, als sei er kurz vorm Verhungern. Wie lange konnte man auf diese Weise hungern, überlegte er, während er sich zum Bett schlepppte, bevor der Körper seine eigenen Knochen fraß? Nach dem Einschlafen träumte er die ganze Nacht davon, knochenlos über den Boden zu huschen.

Am nächsten Morgen wartete Rupert vor der Schule auf Elise, die später losließ als Rupert, der gerne zu früh da war. Als sie näherkam, sagte er: «Sollen wir es doch noch mal versuchen und uns beim Gratis-Frühstück anstellen?»

«Ich habe zu viel Angst», antwortete Elise.

«Ja, ich auch», sagte Rupert und lehnte am Eingang, bis es schellte. Elise rannte zu ihrem Unterrichtsraum, der in einem anderen Flügel lag,

Hungernde Kinder konnten ein Gratis-Frühstück bekommen, doch er nahm an dieser Maßnahme nicht teil,

weil die Frau an der Essensausgabe die Browns ebenfalls nicht leiden konnte. John und Dirk hatten ihre Katze gestohlen und sie erst nach drei Tagen zurückgegeben. Das verzieh sie ihnen nie. Ihrer Meinung nach waren alle Browns vom gleichen diebischen Schlag. Als Rupert es tatsächlich einmal gewagt hatte, sich für ein kostenloses Frühstück anzustellen, hatte sie ihm einen bösen Blick zugeworfen, der ihn bis ins Mark erschütterte. Er hatte es seitdem nie mehr versucht, und seine Brüder und Schwestern auch nicht.

Da Rupert so dünn war, hätte er vor Gesundheit geradezu strotzen müssen. Die Ärzte behaupten schließlich, Dünnsein sei gesund, am allergesündesten sogar. Wenn es nach ihnen ginge, sollten alle Menschen zwei Tage in der Woche fasten, damit die schlechten Zellen abstarben und die guten sich besser entwickelten. Doch Rupert, dünn wie er war, mit lauter guten Zellen und keinem Platz für schlechte, fühlte sich keineswegs gesund. Jeden Tag verzweifelte er auf dem Heimweg beinahe daran, es nach Hause zu schaffen, bevor ihm vor Hunger schwindelig wurde. Und wenn er endlich dort ankam, befürchtete er jeden Tag, auf der Stelle ohnmächtig zu werden.

Zuhause ging er dann ins Schlafzimmer, von denen es in ihrem Haus drei gab. Eins für die Jungen, eins für die Mädchen und eins für Mr und Mrs Brown. In den Jungen- und Mädchenzimmern schliefen die jüngeren Kinder in den Betten und die älteren darunter. Rupert teilte sich den Boden unter einem Bett mit John und Dirk. Nach der Schule legte er sich oft unter das Jungenbett und sammelte die nötige Energie, um sich zu dem Abendessen aus Haferbrei die Treppe hinunterzuschleppen. Die Mahlzeit verlieh ihm dann gerade genügend Kraft, um wieder hochzugehen und einzuschlafen. Das war sein Leben. Ein

Leben, das von der Hoffnung geprägt war, sich nicht zum Gespött zu machen, indem er in Ohnmacht fiel.

Dann geschah es eines Tages doch. Er fiel tatsächlich in Ohnmacht, und zwar an einem Tag mit enorm viel Tiefschnee.

Wie üblich stand Rupert auf und machte sich auf den Weg zur Schule. Um dorthin zu gelangen, musste er von seinem Haus im Wohngebiet der Ärmsten der Armen am Stadtrand an den Schienen entlang und am Kraftwerk vorbeigehen. Dort standen nur verfallene Häuser. Weiter ging es durch das Viertel, deren arme, aber doch stolze Bewohner sich trotz ihres geringen Einkommens um ordentliche Rasenflächen und gekehrte Treppen bemühten. Als Nächstes passierte Rupert die Häuser der Mittelschicht mit sauber geschnittenen Hecken, Gärten und Fensterläden, hinter denen er sich nur glückliche, wohlgenährte Menschen vorstellte, und schließlich die prächtigeren Häuser der Reichen. Und kurz bevor er die Schule erreichte, ging er an den Villen der Superreichen vorbei.

Als Rupert sich auf den Weg machte, wunderte er sich, dass seine Mutter an diesem Morgen das karge, aus einem Löffel Haferbrei pro Person bestehende Frühstück nicht bereitgestellt hatte. Außerdem fiel ihm auf, dass noch niemand vor ihm Fußspuren im Schnee hinterlassen hatte. Er musste die Knie hochziehen und den tiefen, schweren, nassen Schnee durchqueren. Das war besonders lästig, weil er keine Stiefel, sondern nur Turnschuhe besaß, doch er wagte es nicht, auf der Straße zu laufen. Sie wurden nie gut geräumt, sodass die Autos andauernd auf der glatten Fahrbahn zusammenstießen. Da konnte man als Junge schnell überfahren werden, obwohl der Verkehr an diesem Tag fast zum Erliegen gekommen war, was auch höchst seltsam war.

Rupert dachte daran, aufzugeben und die Schule zu schwänzen, doch er wollte als Erwachsener etwas Besonderes werden. Was, wusste er noch nicht, aber ihm war klar, dass man ohne Schulabschluss nichts Besonderes zustandebrachte. Deshalb zwang er sich weiterzugehen und sagte sich beständig *Man muss es nur wollen, es ist alles eine Frage des Willens*. Als er sich unvermittelt hinsetzte, stürzte eine Schneewehe über ihm ein und der nasse kalte Schnee färbte seinen Nacken rot, weil er weder Schal noch Mütze hatte. Und auch keinen Mantel. Es musste reichen, die drei Hemden, die er besaß, übereinanderzuziehen, und darüber ein löchriger Sweatshirt. Das klappte ganz gut, bis es richtig kalt wurde. Dann hatte er nicht nur ständig Hunger, sondern fror auch noch ununterbrochen. Als er nun wieder aufstand, hatte er schon fast Frostbeulen und war sich wirklich nicht sicher, ob er noch einen einzigen Schritt weitergehen konnte. Doch die herrliche Aussicht darauf, gleich in der geheizten Schule sitzen zu können, trieb ihn weiter. Er musste nur noch um die Ecke biegen.

Doch hinter dieser Ecke waren keine Autos, keine Kinder, die sich eine Schneeballschlacht lieferten, kein Licht, kein Bus. Rupert sah zu seinem Entsetzen nur ein leeres Gebäude vor sich.

Er wusste sofort, dass er etwas falsch gemacht hatte.

*Entweder ist Wochenende, dachte er, oder die Lehrer sind auf einer Fortbildung oder es ist Feiertag.* Die Morgen erlebte Rupert so verschwommen in seiner ewigen Müdigkeit, dem ewigen Hunger, dass er zwar das Ausbleiben des Haferbreis bemerkte, aber nicht, dass sonst niemand aufgestanden war. Tja, es half alles nichts, er musste umkehren und versuchen, weder in Ohnmacht zu fallen noch zu erfrieren. *Alles eine Frage des Willens*, sagte er sich erneut. Zumindest konnte er in seinen eigenen

Fußstapfen zurücklaufen und musste den frisch gefallenen, reinen Schnee nicht mit seinen Turnschuhen entweihen. Das sparte ein wenig Energie, immerhin das. Rupert machte sich auf den Rückweg.

Zunächst kam er durchs Viertel der Superreichen mit seinen sieben Villen. Sie standen auf riesigen Grundstücken mit hohen Zäunen, Hecken oder Toren, die sogar Katzendiebe wie die Johns und Dirks dieser Welt abhielten. Hier waren nicht nur die Superreichen, sondern auch ihre Katzen in Sicherheit.

Als Rupert gerade eins dieser Tore passierte, schwang es auf, um ein Auto durchzulassen. Das Tor schwenkte direkt auf Rupert zu und eine verschnörkelte Eisenverzierung hakte sich in einem Loch seines Sweatshirts ein und hievte ihn hoch. In diesem Augenblick fiel Rupert in Ohnmacht. Das Tor schwang noch ein Stück weiter auf, sodass sein bewusstloser, daran hängender Körper gegen die Eisenstangen schlug. *Bäng, bäng, bäng*.

Rupert erwachte aus seiner Ohnmacht mit dem Gedanken, dass er zu allem Überfluss auch noch blaue Flecken bekommen würde, als das Auto durch das Tor fuhr und stehenblieb. Eine Frau steckte den Kopf aus dem Fenster und sah ihn unverwandt an.

«Baumelt da jemand am Tor, Billingston?», fragte sie.

«Ich glaube, Sie haben recht, Mrs Cook», antwortete Billingston, der Fahrer.

«Dann drücken Sie den Elektroschockknopf, dafür ist er schließlich da. Um ungeladene Gäste abzuschrecken.»

Und schon durchfuhr ein starker Stromstoß Ruperts kleinen, leicht ramponierten Körper. Er zuckte so heftig zusammen, dass er erneut mit Wucht gegen das Eisentor knallte, das sich kurz darauf schloss. Der Wagen fuhr mit Mrs Cook weiter, die froh war, dass damit solchen Streichen ein Riegel vorgeschoben worden war.

Sicherheitshalber betätigte Billington den Elektroschockknopf am Tor ein zweites Mal, bevor er davonfuhr. Diesmal wurde Rupert in die Luft katapultiert, flog über die vier Meter hohe Hecke und landete auf der falschen Seite. Also auf der *Villenseite* und dem verschneiten Rasen der superreichen Bewohner, genau da, wo ihn niemand haben wollte. Rupert rechnete jeden Moment damit, den klebrigen triefenden Speichel bösartiger Wachhunde auf seinem Körper zu spüren, und gleich darauf ihre scharfen Reißzähne. Wenn man sich auf das Schlimmste einstellte, das einem passieren konnte, das Schlimmste, das man sich überhaupt vorstellen konnte, geschah seiner Erfahrung nach normalerweise genau das. Deshalb wartete er geduldig darauf, gefressen zu werden. Seine Energie reichte nicht einmal mehr dafür aus, sich zu bewegen, geschweige denn zu kämpfen. Die Minuten vergingen. Kein Hund fiel über ihn her. Auch keine Katze. Die Leute hatten für Tiere wohl nicht viel übrig.

Rupert wollte sich gerade aufrappeln, als jemand sagte: «Wie bist *du* denn hierhergekommen?»

Das war Turgid Rivers, der reichste Junge in der ganzen Schule. Er war in der sechsten Klasse, eine über Rupert.

«Und du wohnst anscheinend hier», sagte Rupert schwach.

Turgid nickte.

«Schönes Haus», sagte Rupert.

Und fiel erneut in Ohnmacht.

# EINE EINLADUNG ZUM ABENDESSEN

Als Rupert diesmal wach wurde, lag er vor einem großen warmen Kamin. Über ihm schwebte Turgids schmales neugieriges Gesicht.

Zunächst wähnte er sich im Wohnzimmer der Rivers – der Teppich war so üppig und flauschig, der Kamin so breit, laut prasselte das Feuer –, doch während er allmählich zu sich kam und den Kopf nach links und rechts drehte, begriff er, dass er sich in einem normalen Zimmer befand. In Turgids Zimmer, dem Spielzeug nach zu urteilen.

«Du meine Güte», sagte Turgid. «An Weihnachten ist immer was los. Man weiß nie, was es gibt. Aber mit einem toten Mitschüler auf dem Rasen habe ich nun doch nicht gerechnet. Ich habe dich hier reingeschleppt. Schwer bist du nicht gerade.»

«Aber tot auch nicht», sagte Rupert.

«Lebendig sieht anders aus! Wie bist du hinters Tor gekommen?», fragte Turgid.

«Soweit ich weiß, wurde ich mit einem Elektroschock darüber geschleudert», antwortete Rupert.

«Oh, unser Sicherheitssystem. Aber wieso bist du nicht zu Hause bei deiner Familie? Morgens früh an Weihnachten?»

«Weihnachten?»

«Ja, klar. Das musst du doch wissen», sagte Turgid.

«Deshalb war niemand in der Schule», sagte Rupert kraftlos. Es ging ihm wirklich ziemlich schlecht. Aufgrund der Mischung aus nagendem Hunger und Elektroschocks war er nicht in bester Verfassung.

«Du bist zur Schule gegangen?», fragte Turgid verwundert. «Aber war eine Socke voller Spielsachen nicht ein kleiner Hinweis?»

«So etwas machen wir nicht. Ich glaube, ich werde wieder ohnmächtig», sagte Rupert matt.

«Du meine Güte», sagte Turgid. «Kann ich dir irgendwie helfen? Wieso fällst du andauernd in Ohnmacht? Das ist doch nicht normal. Bist du krank?»

«Es liegt am Hunger, glaube ich», sagte Rupert. «Oder an der Kälte. Jedenfalls nicht an den Elektroschocks, weil ich mich vorher auch schon so gefühlt habe. Ihr müsst euch keinen Vorwurf machen.»

«Keine Sorge, wir *hier* machen uns nie irgendwelche Vorwürfe. Also, Mann, was können wir für dich tun? Iss ein bisschen Schokolade!» Turgid holte einen Schokoladen-Nikolaus aus einem Haufen Zeug neben seinem Bett. «Der war in meiner Socke.»

«Echt?», fragte Rupert. «Das ist *dein* Nikolaus.»

«Tja, ich möchte nicht, dass du hier ständig bewusstlos wirst», antwortete Turgid.

Er brach einen Schokoladenarm ab und reichte ihn Rupert, der sich hinsetzte und ihn sich in den Mund stopfte. Auf der Stelle ging es ihm besser. Die Schokolade schmolz auf seiner Zunge und rann in seinen Magen, wo sie einen Hunger zum Leben erweckte, der so stark war, als würde die Schokolade wie eine Flamme Ruperts Eingeweide auftauen und einen ungeheuren Appetit entfachen.

«Mehr», krächzte Rupert, den Mund voll Schokolade und Speichel.

Turgid gab ihm den ganzen Nikolaus und wandte höflich den Blick ab. Rupert sah schauderhaft aus.

Nachdem Rupert den Nikolaus und drei weitere Weihnachtsverzierungen aus Schokolade verzehrt hatte, die Turgid ihm noch obendrein gegeben hatte, ging es ihm sehr viel besser. Dann merkte er auf einmal, dass er tropfnass war und trotz des prasselnden Kaminfeuers unkontrollierbar zitterte.

«Du musst etwas Trockenes anziehen», meinte Turgid.

Er lief zu seinem Kleiderschrank und holte die wärmsten Sachen heraus, die er finden konnte: eine Jogginghose, ein Sweatshirt und Strümpfe, alles aus Fleece. Dann holte er noch ein Handtuch für Ruperts verschmiertes Gesicht aus dem Badezimmer, während Rupert sich umzog.

Nun war Rupert warm und trocken und obwohl er noch nicht unbedingt satt war, stand er auch nicht mehr kurz vorm Hungertod.

«Danke, vielen Dank.» Mehr brachte er nicht heraus.

«Keine Ursache», erwiederte Turgid. «Das macht irgendwie Spaß. Wie mit einem Haustier.»

«Aber ich muss gehen», sagte Rupert. Wenn wirklich Weihnachten war, würden sie an diesem Tag ihren Weihnachtstruthahnkorb erhalten. Das gab es nur einmal im Jahr und er wollte es auf keinen Fall verpassen.

«Oh nein», sagte Turgid. «Du musst zum Abendessen bleiben, ich bestehe darauf. Selbst wenn es nicht unsere Schuld ist, hast du aufgrund unseres Sicherheitssystems einen schrecklichen Schock erlitten. Eigentlich kann es nur Mrs Cook gewesen sein, die den Befehl dazu gegeben hat. Sie ist unsere Köchin, aber der Name ist reiner Zufall. Wir nennen unseren Butler jetzt nicht Mr Butler. Er heißt Billington und hat höchstwahrscheinlich den entscheidenden Knopf gedrückt. Aber mit Sicherheit auf Befehl von Mrs Cook. Es gefällt ihr ein bisschen zu gut,

wenn die Leute nach einem Elektroschock brutzeln. Sie hat den Wagen genommen, um eine Weihnachtsgans zu kaufen, weil Tante Hazelnut meinte, ohne Gans wäre es kein richtiges Weihnachten. Mrs Cook hatte einen Rostbraten geplant. Es gab noch nie Gans, aber Tante Hazelnut hat in letzter Zeit viel Dickens gelesen, weil die Bibliothekarin, die bei uns wohnt, ihr andauernd neue Bände mitbringt -»

«Ihr habt eine eigene Bibliothekarin?», unterbrach Rupert ihn verwundert. Oh, diese reichen Leute!

«Ja, aber nicht so, wie du denkst. Sie ist nicht bei uns angestellt. Wir wissen nicht einmal genau, wer sie eigentlich ist. Beziehungsweise Onkel Moffat sollte es schon wissen. Es war nämlich so, dass er ein Zimmer in unserem Haus als Losgewinn bei einer Benefizveranstaltung gespendet hat. Wahrscheinlich meinte er es so, dass jemand ein Wochenende hier verbringen dürfte. Die Leute wollen schrecklich gerne wissen, wie es in der Villa der Rivers aussieht. Die Bibliothekarin hat gewonnen und ist mit einem Koffer eingezogen. Da sie nie wieder ausgezogen ist, haben wir uns angewöhnt, ihr höflich keine Beachtung zu schenken. Onkel Moffat hatte gesagt, so sollten wir die Person behandeln, die gewann, sowohl unsererwegen als auch ihretwegen. Auf diese Weise konnte sie uns beobachten, ohne sich unwohl zu fühlen. Doch statt am Montag wieder nach Hause zu gehen, blieb sie und wir beachteten sie weiterhin nicht, während sie uns unaufhörlich hinter Sesseln und Vorhängen nachspionierte. Letztendlich haben sich alle an diese Regelung gewöhnt. Nicht dass es uns wirklich gefallen würde, so weit würde ich nicht gehen, aber sie macht sich nützlich. Wenn man sie lässt, bringt sie Bücher mit. Jedenfalls futtern sie bei Dickens offenbar immer Gänse, und schon schickt Tante Hazelnut Mrs Cook los, eine zu kaufen. Mrs Cook hat sich ganz schön

aufgeregt, weil sie es nicht leiden kann, wenn in letzter Minute das Menü geändert wird. Vermutlich hat sie dir deshalb die Elektroschocks verpasst, das darfst du nicht persönlich nehmen. Sie war schlecht drauf und hatte Lust auf diesen ‹Brutzelmoment›, wie sie es nennt. Deswegen, verstehst du, musst du mit uns zu Abend essen. Soll ich bei euch anrufen und Bescheid sagen?»

«Wir haben kein Telefon», sagte Rupert.

«Wie sonderbar», meinte Turgid. «Seid ihr sonderbar?»

Darauf hatte Rupert keine Antwort. Er wollte sagen, nein, sie wären ganz normal, oder zumindest halbwegs normal. Ein Telefon konnten sie sich einfach *nicht leisten*. Doch wenn er das sagte, würde er zugeben, wie bitterarm sie waren, und das wäre peinlich gewesen. Also schwieg er. Abgesehen davon fand er es mindestens so sonderbar, reich zu sein.

Als Rupert nicht antwortete, fragte Turgid: «Soll ich Billingston hinschicken, damit sie auf dem Laufenden sind?»

«Geht schon, das ist ihnen egal», sagte Rupert, ohne nachzudenken.

«Es ist ihnen egal, ob du zum Weihnachtsessen kommst?», bohrte Turgid weiter.

Rupert dachte, wenn sie sein Fehlen wider Erwarten doch bemerkten, würden sie sich schlicht und einfach freuen, dass sich einer weniger an der Rauferie um dasdürftige Hähnchen beteiligte. Nur Elise nicht. Sie würde vermutlich merken, dass er nicht da war, aber auch sie wäre mit ihnen Gedanken wohl zu sehr bei dem Hühnchen, um sich Sorgen zu machen. Nagender Hunger machte das mit den Menschen.

«Nein, so etwas sehen wir ganz locker», sagte Rupert, weil er die Verwicklungen eines Lebens nicht erklären

konnte, das mit Turgids nicht die geringste Ähnlichkeit hatte.

«Dann wäre ja alles geklärt.»

Als von unten jemand nach Turgid rief, zog er Rupert mit zum Treppenabsatz.

«Turgid, mein Schatz!», rief die Stimme erneut aus einem Winkel des Hauses. «Mrs Cook hat in dem einzigen Laden, der an Weihnachten geöffnet hat, keine Gans aufgetrieben. Deshalb gibt es doch Rostbraten. Es ist alles fertig und Mrs Cook möchte, dass wir essen, damit sie nach Hause gehen und mit ihrer Familie zu Abend essen kann.»

«Okay, Mutter», rief Turgid zurück. «Aber ist es nicht ein bisschen früh?»

Es war zehn Uhr morgens.

«Anscheinend hat sie um vier mit dem Kochen begonnen», antwortete Mrs Rivers' körperlose Stimme. «Wir wollen nett zu ihr sein, schließlich ist Weihnachten. Hast du keinen Hunger?»

«Eigentlich nicht, ich esse schon den ganzen Morgen Schokolade. Hast du Hunger, Rupert?», fragte Turgid.

«Ich habe immer Hunger», erwiderte Rupert wahrheitsgemäß.

«Rupert ist am Verhungern!», rief Turgid. «Er isst mit uns. Das ist doch in Ordnung, Mutter, oder?»

«Absolut», sagte Mrs Rivers. «Ein neuer Mitspieler. Die Spiele werden immer besser, wenn mehr mitmachen.»

## DIE SPIELE

Kurz darauf versammelten sich alle im Esszimmer.

«Also ehrlich», sagte Onkel Moffat, als sie Platz nahmen. «Es wird von Jahr zu Jahr lächerlicher, wann wir mit dem Essen anfangen.»

«Ja, wieso essen wir so früh?», fragte Turgids jüngere Schwester Sippy.

«Die Frage ist, ob es sich um ein zeitiges Abendessen oder ums Frühstück handelt, zu dem es heute Braten gibt», sagte Onkel Henry, ein magerer Mann mit Hakennase und einem widerspenstigen weißen Haarschopf.

«Soll ich dir erklären, wer wer ist?», fragte Turgid Rupert, als Billingston ein weiteres Gedeck für ihn auflegte.

«Ich werde mich nie an alle erinnern können», sagte Rupert, der nur *Her mit dem Essen, her mit dem Essen* dachte.

«Ach, aber bestimmt. Das sind mein Bruder Rollin und meine Schwester Sippy. Meine Mutter ist die korpulente blonde Frau neben dir am Kopf des Tisches. Mit ihrer komischen Brille sieht sie aus, als würde sie ständig die Augen zusammenkneifen», erwiderte Turgid so leise, dass sie ihn nicht hören konnte. «Am anderen Ende des Tisches sitzt mein Vater und das da ist Onkel Moffat - der Dicke mit den roten Bäckchen. Er wohnt mit meinen Cousins und meiner Cousine hier, die allesamt schrecklich sind. Sie heißen William, Melanie und Turgid. Mit denen gibst du

dich am besten gar nicht erst ab, sie streiten sich ohnehin die ganze Zeit. Ihre Mutter, meine Tante Anne, ist auf einen Milchbauernhof in Wisconsin abgehauen - frag nicht, warum. Mein Onkel Henry sitzt mit seinem violetten Smoking am Kamin und die sehnige, sehr weiß gepuderte Dame mit den roten Locken neben ihm ist Tante Hazelnut. Sie kann man sich leicht merken, weil sie außer meiner Mutter die einzige Frau hier ist.»

«Hast du gesagt, es gibt noch einen Turgid? Ist das ein alter Familienname?»

«Nein, und es gab mächtig Ärger, als Onkel Moffat und Tante Anne verkündeten, sie würden ihren Sohn ebenfalls Turgid taufen. Oh, und da ist die Bibliothekarin, von der ich eben gesprochen habe. Sie steht hinter dem Vorhang und beobachtet uns. Ich hatte vergessen, dass außer Mutter und Tante Hazelnut doch noch eine Frau hier wohnt. Beim Abendessen habe ich sie nie auf dem Schirm, weil sie so still ist. Wir wissen nur wenig über ihr Leben und stehen ihr nicht nah genug, um sie auszufragen. Aber nach allem anderen kannst du sie fragen, sie weiß es mit Sicherheit. Versuch es nur, los, trau dich. Mutter hält sie für eine Auskunftsbibliothekarin.»

«Später vielleicht», sagte Rupert.

Er war verschüchtert und überwältigt. Mittlerweile redeten alle laut durcheinander. Mrs Cook war mit einer Terrine hereingekommen und füllte am Kopf des Tisches mit einer Kelle die Suppenteller, die Billington einzeln servierte.

Als die Suppe bei dem anderen Turgid angekommen war, griff er zum Löffel und begann zu essen, als Onkel Henry rief: «DIE KNALLBONBONS!»

«Leg den Löffel hin, Turgid», sagte Tante Hazelnut.

«So ein Blödsinn», sagte Mrs Rivers.

«Blödsinn? Alle lieben Knallbonbons», widersprach Onkel Henry und hob etwas hoch, das in Ruperts Augen aussah wie ein Zylinder in Geschenkpapier, das sich an beiden Enden rüschte.

Zunächst sah er nur zu, doch dann probierte er es selbst mit Turgid, während jeweils eine Person an einem Ende des Riesenbonbons zog und ihr Tischnachbar am anderen. Leise Explosionen ertönten, bevor die Zylinder aufgerissen wurden und jeweils eine Papierkrone, ein Witz und ein kleines Partygeschenk herausfielen.

«Vor dem Essen muss jeder seinen Witz laut vorlesen», befahl Onkel Henry.

«Was sagt ein Schneemann zum anderen?», rief Sippy.

«Riecht es bei dir auch nach Möhren?», kreischte Tante Hazelnut und schüttete sich aus vor Lachen.

«Was sagt ein Elch zum anderen?», las Onkel Henry vor.

«Keine Ahnung», sagte Onkel Moffat.

«Nichts. Elche können nicht reden», las Onkel Henry vor.

Einer nach dem anderen kam an die Reihe. Als Rupert dran war, entfaltete er nervös den Zettel mit seinem Witz, als Onkel Henry fragte: «Moment. Wer bist *du*?»

«R-R-R-Rupert», stammelte Rupert.

«Viel mehr sagt uns das auch nicht», sagte Onkel Moffat.

«Er lag im Vorgarten auf dem Rasen, halb erfroren und bewusstlos», erklärte Turgid.

«Du lieber Himmel, noch ein Bibliothekar?», fragte Onkel Henry.

«Mach dich nicht lächerlich!», dröhnte Onkel Moffat. «Er ist höchstens neun Jahre alt.»

«Zehn, fast elf», flüsterte Rupert.

«In letzter Zeit tauchen hier plötzlich andauernd Leute auf und ziehen ein», sagte Mr Rivers, der nie darüber unterrichtet worden war, was es mit der Bibliothekarin auf

sich hatte. Er arbeitete bis in den Abend hinein und war häufig nicht auf dem Laufenden, was die Familie anging.

«Was ist denn mit seiner Stimme los?», fragte William.

«Nichts, also halt den Mund und lies deinen Witz vor», sagte Turgid.

«Es könnte sich doch um einen Bibliothekarlehrling handeln», sagte Onkel Henry, ohne die anderen zu beachten. «Das würde sein Flüstern erklären. In Bibliotheken wird man immer aufgefordert zu flüstern. Wetten, dass ich recht habe? Habe ich recht, mein Junge?»

«Nein», flüsterte Rupert.

«HA!», sagte Onkel Moffat.

«Ich hoffe, du bist wieder aufgetaut», sagte Mrs Rivers freundlich.

«Ja, vielen Dank», wisperte Rupert.

«Moment mal!», schrie Mrs Cook, die gerade mit Oliven und Selleriestangen hereinkam. «Bist du nicht der Junge, den ich vom Tor herunterschocken wollte?»

«Das war nicht meine Schuld», erklärte Rupert hektisch. «Ich ging vorbei und das Tor hat sich in mein Sweatshirt gebohrt.»

«Oh, Mrs Cook, Sie haben doch nicht wieder gebrutzelt?», fragte Mrs Rivers vorwurfsvoll.

«Ich kann mich nur wiederholen», erwiderte Mrs Cook. «Mir macht es auch nicht mehr Spaß als anderen, Leute zu verbrutzeln. Ich verscheuche nur die Bettler. Sie sollten dafür mein Gehalt erhöhen.»

«Ach, kommen Sie, *ein bisschen* gefällt es Ihnen schon, geben Sie es ruhig zu», sagte Onkel Henry.

«Na ja, *ein bisschen*. Jeder schaut gern zu, wenn die Leute *ein bisschen* brutzeln», sagte Mrs Cook abwehrend.

«Ich sehe jetzt aber keine Löcher in deinem Sweatshirt, mein Junge», sagte Mr Rivers, der sich über seiner